

Nr. 14072. Wien, Freitag, den 30. Oktober 1903

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

30. Oktober 1903

1 Hektor Berlioz.

Ed. H. So mißmutig hohes Alter uns auch stimmen mag, ich denke doch mit Freuden daran zurück, daß ich vor nahezu sechzig Jahren Berliozkennen gelernt und eine volle Woche hindurch von früh bis abends sein willkommener täglicher Begleiter gewesen bin. Berlioz erschien damals in Pragals ein strammer, tatkräftiger Vierziger mit buschigem dunklem Löwenhaupt; mittheilsam, unternehmend, hoffnungsfroh. Von diesem will ich in diesen Blättern erzählen. Diejenigen gewiß nicht zahlreichen Leser, denen aus früheren Aufsätzen von mir manches davon bekannt sein dürfte, wollen dies mit der Erwägung entschuldigen, daß gerade ein Jubiläumsartikel eine möglichst vollständige zusammenfassende Darstellung erheischt. Eine Charakteristik und Würdigung der Tondichtungen Berlioz' soll später nachfolgen.

Hektor Berliozwar im Januar 1846nach Praggekommen und gab da eine Reihe von Konzerten. Der Name Berliozwar dem Prager Publikum so gut wie unbekannt. Nur unser kleiner Kreis, dessen Brevier Schumanns Aufsätze in der Leipziger „Neuen Zeitschrift für Musik“ bildeten, schwärmte im vorhinein für den genialen Franzosen. Wir waren voreingenommen durch die enthusiastischen Kritiken Schumanns, R. Griepenkerls, Dr. Bechers und die Schilderungen Heines. Von Berlioz' Kompositionen besaßen wir nur das vierhändige Arrangeder „ment Lear“-Ouvertüre und die Lisztsche Klavierderbearbeitung Sinfonie fantastique, welche unermüdlich durchgepaukt wurden. Ambrosund ich kamen täglich zu Berliozin den Gasthof „zum blauen Stern“ und begleiteten ihn in die Proben; wir waren willkommen als enthusiastische Anhänger, ich überdies als brauchbarerDolmetsch und Uebersetzer. Berliozverstand kein Wort Deutschund das Französische war damals unter den Musikern Prags sehr wenig verbreitet. Berliozkam in Begleitung einer schönen, glutäugigen Spanierin, Mariquita Rezio, die er für seine Frau ausgab. Es war daher verzeihlich, daß wir sie für seine aus Heines Erzählungen uns bekannte und teure Gemahlin, die frühere Schauspielerin Miss Smithson, hielten. Als aber Ambrosgleich bei der ersten Begegnung seine Freude darüber aussprach, neben Berliozauch das Urbild der „Double idée fixe“ aus der Phantastischen Symphonie, nämlich Miß Smithson, zu erblicken, erhielt er mit einem strafenden Blick die Antwort: „Die hier ist meine zweite Frau; Miß Smithsonist gestorben.“ In Wahrheit lebte seine Frau, lebte lange noch, während Berliozmit seiner schönen Spanierin Deutschlandund Oesterreichdurchzog. Der Mann mit der Löwenmähne und dem gewaltigen Adlerblick stand widerstandslos unter dem Pantoffel der Señora. Bei aller Ehrfurcht vor Berliozberührte es uns doch komisch, wenn sie mit stolz zurückgeworfenem Kopf ihn anherrschte: „Hektor, meine Mantille!“ „Hektor, meine Handschuhe!“ Worauf dann Hektormit der Unterwürfigkeit eines schüchternen Liebhabers ihr schnell die Mantille umhängte und die Handschuhe brachte. Für die Besorgungen des täglichen Lebens, des geschäftlichen Verkehrs war sie, die ebenso sparsam, als er großmütig mit dem Gelde

umging, ihrem unpraktischen Hektorallerdings ganz nützlich. „*Quel bonheur pour Hector, que je suis sa femme!*“ rief sie einmal, als ich ihr den Voranschlag der Konzertauslagen übersetzte, den sie mit kühnen Federstrichen reduzierte. „*Quel bonheur*“ war für Berliozleider nicht ungetrübt. Im Anfang ihres Zusammenlebens quälte sie ihn mit der Prätension, in seinen Konzerten als Sängerin aufzutreten, was er — doch noch mehr Musiker als Anbeter — nach einigen mißglückten Versuchen einstellen mußte. Später, als er nach dem Tode seiner Frau die Rezioheiratete, litt er unsäglich unter der unheilbaren, entsetzlichen Krankheit, welche langsam, wie mit stumpfer Säge, ihr Leben zerschnitt.

Während seines Prager Aufenthaltes war Berlioz unser einziger Gedanke, unsere einzige Beschäftigung. Ich führte ihn auch zu meinem Meister Tomaschek, dem Musikpapst von Prag, den zu besuchen jeder fremde Tonkünstler für Pflicht hielt. Als wäre es gestern, sehe ich mich mit Berliozin sonnig glitzerndem Wintermorgen über die Moldaubrücke wandern, jenseits welcher der Generalbaß in Person residierte. Berlioz hatte sich fest in mich „eingehängt“; ich litt unter dem vernichtenden Bewußtsein dieser Auszeichnung so sehr, daß ich förmlich fürchtete, Bekannten zu begegnen.

Wenige Schritte vor der kontrapunktischen Residenz eröffnete mir Berlioz mit lebenswürdiger Nonchalance, er habe in seinem Leben den Namen „Tomaschek“ nicht gehört, noch weniger kenne er eine Note dieses Autors. Jetzt galt es, in gedrängtester Kürze meinem Fremden das ihm fehlende musikgeschichtliche Kapitel „Tomaschek“ beizubringen. Um ihn nicht durch die vielen Titel zu verwirren, wiederholte ich ihm schließlich mit Nachdruck, daß Tomaschek auf ein (in der Tat vortreffliches) Requiem besonderen Wert lege. Wir traten ein, und es spielte sich eine jener halb peinlichen, halb komischen Szenen ab, welche man „Dolmetschen“ nennt. Dies brockenweise Hinüber- und Herübertragen unerheblicher und doch oft schwierig wiederzugebender Sätze wurde durch die etwas verlegene Spannung zwischen dem Altkonservativen und dem Kunstrevolutionär gerade nicht erfreulicher. Glücklicherweise vergaß Berlioz sein Stichwort nicht, und rühmte sofort die besondere Genugtuung, den Schöpfer des „herrlichen Requiems“ persönlich kennen zu lernen. Der durch Vereinsamung etwas schroff gewordene alte Herr nahm diese Huldigung mit echtem Kopfnicken und der Erklärung hin, Berlioz' nächstes Konzert besuchen zu wollen. „*Il a l'air bien enchante de lui-même*“, war das Einzige, was Berlioz nach einigem Nachdenken über die neue Bekanntschaft äußerte.

Berlioz' Konzerte erregten in Prag einen unerhörten Enthusiasmus. Das letzte Konzert, in welchem Berlioz den (sonst überall unterdrückten) fünften Satz der Sinfonie aufführte, habe ich trotzdem versäumt. Ich fantastique wollte — da sich mir gerade jetzt die Gelegenheit bot — doch noch lieber Wien kennen lernen, als die Ronde von Sabbath Berlioz. In Wien hatte ich die freudige Ueberraschung, folgende darauf bezügliche Zeilen von Berlioz zu erhalten: „*Henri IV. écrivait: Pends toi, Crillon, nous avons vaincu à Arques et tu n'y étais pas. Notre Sabbath a été exécuté mardi dernier; cependant je ne vous engage pas à vous pendre, car il peut aller beaucoup mieux. Mille amitiés, et revenez nous vite!*“ Was in Prag unsere Begeisterung für Berlioz' Musik noch befestigte und belebte, war der persönliche Umgang mit ihm, der Eindruck seiner lebenswürdigen, edlen Persönlichkeit. Sein künstlerisches Ideal erfüllte ihn völlig; die Verwirklichung dessen, was er in glühendem, nie befriedigtem Drang als schön und groß empfand, bildete sein einziges Ziel und Streben. In seiner Kunst, mag man sie nun abschätzen wie man wolle, lag eine großartige Redlichkeit. Alles Eigennütziges, Kleinliche lag dem Manne mit dem Jupiter-Kopfe fern. Für das Große und Kühne seiner ganzen Richtung und für einzelne hohe Schönheiten seiner Musik heute noch empfänglich, bin ich doch mit den Jahren von dem maßlosen Enthusiasmus jener Prager Jugendzeit zurückgekommen. Noch stärker war dies bei R. Schumann der Fall. Er hatte mehrere Jahre vor Berlioz' Erscheinen in Deutschland eine eingehend ana-

lysierende Kritik über die Sinfonie fantastique geschrieben, lediglich auf Grund des Lisztschen Klavierauszuges. Diese, von Begeisterung über Berlioz' Genie überschäumende Kritik beschloß er mit den schönen Worten: „Und ist seine Kunst ein flammendes Schwert, so sei mein Wort die verwahrende Scheide.“ Nach der Bekanntschaft mit Berlioz' späteren Werken hat Schumann seinen Enthusiasmus dafür stark abgekühlt, ja förmlich auf Eis gestellt. Schon im Jahre 1847, als ich Schumann in Dresden besuchte, äußerte er, sarkastisch lächelnd: „Ihr Prager ward ja über Berlioz ganz aus dem Häuschen!“ Ja, durfte ich entgegnen, wer hat denn angefangen?

Berlioz selbst habe ich fünfzehn Jahre später, im Sommer 1860, in Paris besucht. Diese kräftig aufrechte Gestalt, dieses königliche Haupt mit den Adlernaugen — ich sollte sie sehr verändert wiederfinden. Hätte ich Berlioz irgendwo anders als in seiner entlegenen Wohnung, Rue du Calais 4, wiedergefunden, ich würde ihn schwerlich erkannt haben. Zwar hob die Blässe seines eingesunkenen Gesichts und das gänzlich erbleichte Haar den feinen Schnitt seiner Züge noch plastischer hervor, aber die Kraft und Frische von ehemals waren geschwunden. Trüb und leidend blickte sein Auge, nur in seltenen Augenblicken an das alte Feuer mahnend. Eine voluminöse Partitur lag vor Berlioz aufgeschlagen. Womit er jetzt beschäftigt sei? „Je suis occupé à souffrir,“ lautete die rührend traurige Antwort. Hand in Hand mit seinem körperlichen Leiden ging eine tiefe Verstimmung des Gemüts, eine zunehmende Verbitterung und Vereinsamung. Hielt doch nur sein glänzendes Wirken als Kritiker die Pariser in Respekt; der Komponist Berlioz blieb ignoriert und verspottet. Wollte er seine Kompositionen hören, so mußte er nach Deutschland gehen. Die Tage in Prag und Wien dünkten ihn ein goldener Traum. Eben von seinem alljährlichen Sommerausflug aus Baden-Baden zurückgekehrt, erzählte Berlioz, wie sehr der Erfolg seiner dortigen Konzerte, trotz der unsäglichen Mühe der Vorbereitungen, ihn erfreue. In Paris fühle er sich dann durch den Kontrast doppelt schwer bedrückt; sein besseres Ich sei verloren, „dans ce monde perdu et corrompu“. Mit Verachtung sprach er von den Musikzuständen in Paris, mit zorniger Heftigkeit gegen die „Zukunftsmusiker“ in Deutsch, mit denen er nichts gemein habe. Entschieden wehrte er jeden Zuspriech, jede Hoffnung auf eine bessere Zeit ab: „J'ai pris mon parti.“ Unvergesslich ist mir dieser Seufzer schmerzlicher Resignation. Und er hatte nicht zu schwarz gesehen; es war ihm nicht beschieden, einen günstigen Umschwung der öffentlichen Meinung in seiner Vaterlande zu erleben. Erst nach seinem Tode begann man ihn dort zu feiern, wobei man jetzt beinahe von einem Extrem ins andere, von Mißachtung in Vergötterung verfällt.

Es war im Dezember 1866, als Berlioz auf Anregung Herbecks in Wien eintraf, um sein hier noch unbekanntes Hauptwerk „Faust's Verdammung“ zu dirigieren. Der Anblick des Mannes schnitt seinen Freunden ins Herz. Er hatte in den letzten Jahren erschreckend gealtert. Die ehemals kräftige und elastische Gestalt war von physischen und moralischen Leiden gebrochen; das sonst so feurige Adlernauge blickte matt und resigniert unter dem grauen Haarwald; mit sichtlicher Anstrengung dirigierte er das von Herbeck sorgfältig vorbereitete Werk. Sein Blick erhellte sich, als brausender Beifall ihn begrüßte. Aber so enthusiastisch der Beifall nach „Faust's Verdammung“ auch klang, er schien doch mehr der außerordentlichen Persönlichkeit des berühmten Tondichters zu gelten als dem Werke selbst. Hätte sonst dieses durch volle zwanzig Jahre hier unwiederholt, ja gänzlich verschollen bleiben können?

Noch einmal sollte ich Berlioz in Paris wiedersehen: im Frühling 1867. Als musikalischer Juror zur Weltausstellung dahin abgesendet, hatte ich auch an den Sitzungen über die beste der eingesandten Friedenshymnen teilzunehmen. Der 85jährige präsiidierte. Auber Ich kam neben Berlioz zu sitzen, der mir noch grollender, düsterer erschien, als bei meinem letzten Besuch im Jahre 1860. Der Tod seines einzigen Sohnes Louis, der fern von der Heimat auf einem Ostindienfahrer sein Ende gefunden hatte, war dem Vater schmerzlich tief in die Seele gedrungen; gleichzeitig erregten die sich

täglich erneuernden Schwierigkeiten gegen die projektierte Aufführung seiner „Trojaner“ Berlioz' schwärzesten Unmut. Er war so menschenfeindlich geworden, daß man ihn nicht gern mit einem Besuch behelligte. Doch brachten mich, wie erwähnt, die Sitzungen über die Preisfriedenshymne in seine unmittelbare Nähe. Entrüstet über die „besten“ dieser Kompositionen schüttelte Berlioz sein graues Löwenhaupt, schlug auf den Tisch und rief: „Wir sind nicht da, um Gassenhauer zu krönen!“ Berlioz lebte völlig einsam. Er behauptete, niemals gesprochen zu haben. „C'est Rossini un viel homme, qui rit de tout et se moque de tout.“

nannte er den größten Egoisten; „ce n'est pas Auber un artiste“. Von R., der (mit Wagner Klindworth) ihm den ersten Akt von „Tristan“ vorgespielt hatte, äußerte Berlioz nur: „Il est fou, totalement fou!“

Ich habe Berlioz' echter, tiefer Künstlernatur, seinem warmen, trotz unsäglichen Leidens und zunehmender Verbitterung weichen, ehrlichen Gemüt stets ein pietätvolles dankbares Andenken bewahrt.